

Wie Afrika über Deutschlands Zukunft entscheidet

Von [Klaus Geiger](#), [Christian Putsch](#) | Stand: 30.11.16 10:58 Uhr | Lesedauer: 22 Minuten

Unsere Reporter sind auf ihrer Spurensuche in das ärmste Land der Erde gereist - und in ein afrikanisches Musterland.

- Sie haben in diesen beiden Staaten viele Menschen getroffen, haben sie nach ihren Träumen und Ängsten befragt.
- Junge, Alte, Arme, Reiche. Topmanager, Lehrer, Politiker, Bauernsöhne – von denen Afrikas und unsere Zukunft abhängt.

Die Räuber in den zwei Jeeps näherten sich schnell. Omar beschleunigte. „Nicht anhalten“, brüllte sein Freund Moussa vom Beifahrersitz. Anhalten bedeutet das Ende in dieser gesetzlosen Gegend. Nur Sekunden trennten sie noch vom sicheren Tod. Aber kaum jemand navigiert so geschickt über Sahara-Dünen wie Omar, der drahtige Hüne vom Nomaden-Stamm der Tuareg. Er fuhr schneller als die Angreifer, er war im Begriff, sie abzuschütteln. Da schossen sie. – Durch die Heckscheibe trafen sie Moussa in den Rücken. Omar musste seinen Kameraden in der Wüste begraben.

Omar hatte Migranten nach Libyen gebracht. „Geliefert“, sagt er. 28 Männer, so viele wie er auf die Ladefläche seines Toyota Hilux zwängen konnte. Für den Rückweg beluden er und Moussa den Pickup mit Zigaretten, ein guter Zusatzverdienst. Das lockte die Mörder an.

Omar sitzt jetzt in einem Hotelzimmer. Ein weißer Turban verhüllt sein Gesicht bis auf die Augen, seinen Nachnamen nennt er nicht. Das Hotel steht in Agadez, einer Stadt im Norden des Niger, am Südrand der Sahara. Diese Stadt mit ihren 150.000 Einwohnern ist der Ort, wo sich Afrikas Migranten für die letzten Etappen ihrer Schicksalsreise rüsten. Für den Weg durch die Wüste, über das Meer, zum Kontinent ihrer Träume, nach Europa. 160.000 Migranten kamen bisher durch Agadez, mehr denn je. Die Stadt lebt davon, andere Jobs gibt es kaum.

Im Hotelzimmer steht ein Fernseher. Auf ihm flimmerte vor zwei Tagen eine Frau im roten Blazer, sie besuchte da gerade den Präsidenten des Niger. Omar hat sich das angesehen, hat gehört, wie Angela Merkel dem Staatschef seines Landes 80 Millionen Euro versprach. Für Omar ist klar, wofür das Geld ist: „Sie wollen uns vernichten.“

Im Kern stimmt das. Die [Bundeskanzlerin besuchte den Niger](#), um das Geschäft der Schlepper zu zerstören. Der Wüstenstaat, das ärmste Land der Erde, ist das letzte Tor auf dem Weg nach Europa, an dem es noch Torwächter gibt. Danach kommt nur noch Libyen, implodiert in einem Bürgerkrieg, ohne funktionierende Regierung.

Merkel kann sich Exodus aus Afrika nicht leisten

Die [Flüchtlingskrise](#) ist nicht vorüber. Europas Außengrenze ist löchrig, nicht mehr im Südosten, aber im Süden. Die Flucht über den Balkan stürzte Deutschland in tiefe politische Turbulenzen. Die afrikanische Flüchtlingskrise kann sich Angela Merkel daher nicht mehr leisten. So ist Afrika zu einer existenziellen Frage für sie geworden. Kaum eine Entwicklung im Wahljahr 2017 ist so unberechenbar und so explosiv wie der Exodus aus Afrika. Deshalb arbeitet die Bundesregierung seit Monaten daran, die Flucht aus dem Süden zu stoppen.

Die meisten Menschen, die aus Afrika aufbrechen, fliehen nicht vor Folter oder Krieg. Die Menschen gehen, weil sie arm sind, keine Jobs haben, keine Hoffnung. Sie sind Nomaden der Globalisierung auf der Suche nach einem besseren Leben.

Die Jagd auf Schlepper an der Sahara-Linie ist da nur eine Behandlung der Symptome. Die Flucht stoppen kann nur, wer den Menschen eine Perspektive in der Heimat bietet. „Die Lehre aus der Globalisierung ist doch, dass wir in gewisser Weise alle miteinander verbunden sind“, solche Sätze sagt die Bundeskanzlerin seit Wochen immer, wenn sie über Afrika spricht. „Also müssen wir uns kümmern.“

Kümmern. Es ist ein typisches Merkel-Wort, ein kleines, schmales Wort. Worum man sich kümmern muss aber, ist eine epochale Frage, die das 21. Jahrhundert prägen wird. Sie lautet: Wie kann Afrika den Weg gehen, den viele Länder Asiens und Lateinamerikas gingen? Fort von Stagnation und Misere, hin zum Aufschwung. Bis Weltkonzerne sich nicht nur für Rohstoffe interessieren, die vor Ort kaum Arbeitsplätze schaffen, sondern auch Fabriken bauen. Bis die Menschen dort Chancen erhalten, gute Schulen, höhere Lebensstandards – und keinen Grund mehr sehen, überhaupt aufzubrechen Richtung Europa.

Deutschland will deshalb seine Afrika-Politik neu erfinden. Die Jahrzehnte, in denen Geld nach Afrika floss, das Gewissen beruhigte und wenig bewirkte, sind zu Ende. Die Jahre, in denen die Bundesrepublik bei militärischen Konflikten den Kontinent den Franzosen überließ, in Wirtschaftsfragen den Chinesen und beim Kampf gegen die Armut weitgehend sich selbst, sollen vorbei sein. Die Bundesrepublik übernimmt an diesem Donnerstag die Präsidentschaft der [G-20-Gruppe](#). Als Vorsitzende der wichtigsten Industrie- und Schwellenländer der Erde will Merkel Afrika nachhaltig auf die Beine helfen. Die Kanzlerin hat einen schwarz-rot-goldenen Kontinent entdeckt: „Das Wohl Afrikas liegt im deutschen Interesse“, sagt sie nun.

Die Welt auf dem Handydisplay ist verlockend

Es geht ihr auch um Isaacs Wohl. Damit Isaac in Afrika bleibt. Isaac steht auf rotem Lehmbooden, hinter ihm eine Steinhütte, der Bauernhof seiner Eltern. Sie bauen hier, irgendwo in Ghana, Cashewnüsse an. Sie beten wie so viele Bauern, dass genug wächst auf den Feldern. Die Snack-Vorlieben der Menschen in den reichen Ländern sind ihr Glück. Cashewnüsse sind gefragt, die Preise steigen. Das Geld reicht, um den Söhnen nach der Grundschule eine Ausbildung zu bezahlen. Das ist viel in Afrika.

Isaac genügt das nicht. „Ich will Lehrer werden“, sagt der 24-Jährige, eine weiße Wollmütze auf dem Kopf, die Hose knielang über gelben Flipflops. Er will in Ghana studieren. Das Ziel seiner Träume liegt fünf Autostunden im Süden an der Atlantikküste: die Hauptstadt Accra. Aber die Studiengebühren sind hoch. Zu hoch für Isaacs Familie. Er muss warten, hoffen.

So lange schlägt er sich mit kleinen Jobs durch, wie so viele auf diesem Kontinent. Er zeigt auf das Bauernhaus. Es hat keine Wasserleitung, keinen Stromanschluss. „Wenn es dunkel wird, kann ich hier nichts mehr machen“, sagt er. Dunkel wird es um sechs Uhr, das ganze Jahr am Äquator. Isaac kann dann natürlich noch auf sein Smartphone schauen, überall hinsurfen im Internet, das für ihn und so viele andere junge Menschen vor wenigen Jahren erschwinglich wurde, fast zeitgleich mit der Öffnung der Fluchtroute über Libyen.

Isaac hat auf Facebook gelesen, dass es Menschen gibt, die durch die Wüste fahren und dann, auf wackligen Booten, über das Meer. „Wenn ich gehen muss, dann gehe ich eben“, sagt er. Wie ernst junge Männer aus Afrika solche Sätze meinen, weiß man nie. Was sicher ist: Die fünf mal zehn Zentimeter große, magische Welt auf dem Handydisplay ist unendlich verlockend. Von den vielen

Menschen, die in Afrika zur Welt kommen, muss nur ein kleiner Teil beschließen zu gehen – und Europa hat ein unlösbares Problem. Die Bevölkerungszahl soll sich binnen 30 Jahren auf zwei Milliarden Menschen verdoppeln.

Afrika hat den Anschluss verloren

Hinter Afrika liegen viele verlorene Jahrzehnte. Vor 50 Jahren lag das Pro-Kopf-Einkommen in Ghana und Südkorea etwa gleichauf. Heute verdient ein Südkoreaner zwanzigmal so viel wie ein Ghanaer. Das hat viele Gründe. Die Kolonialnationen entließen die neuen asiatischen Staaten besser gerüstet in die Freiheit, die Alphabetisierungsrate etwa war um ein Vielfaches höher. Und nirgends zogen die Mächte des Westens die Grenzen der neuen Länder so willkürlich wie in Afrika, wo die neuen, schnurgeraden Linien oft zerstörten, was über Jahrtausende gewachsen war.

Aber es stimmt auch, dass die Staaten Asiens systematisch in Bildung investierten, in Unternehmertum und Infrastruktur. Afrika stagnierte, während der Rest der Welt sich industrialisierte und globalisierte. Der Anteil Afrikas am Welthandel liegt heute bei drei Prozent. 1948 waren es noch sieben. Warum Asien so vieles richtig machte und Afrika so vieles falsch, ist eine große Frage. Fakt ist: Afrika hat den Anschluss verloren – und wird es nur mithilfe von außen schaffen, die Lücke zu schließen.

Ein Konferenzsaal in Berlin, Menschen mit Namensschildern in der Mittagspause. Afrikaner, Asiaten, Amerikaner, Europäer. Auf ihrem Kongress debattieren sie, wie bessere Bildung Afrika aus der Armut reißen kann. Alltag in der Entwicklungshilfe.

Auch Fazle Rabbani ist aus Washington gekommen. Rabbani ist ein gedrungener Mann mit Brille im jungenhaften Gesicht. Er lacht viel, trotz seines Sisyphus-Jobs. Rabbani baut Schulen, für die Global Partnership for Education, eine jener vielen Organisationen, die Afrika helfen. Aber wie soll man Schulen planen in Ländern, in denen sich die Zahl der Kinder binnen sechs Jahren verdoppelt, sagt Rabbani und seufzt. „Aber“, sagt er dann, „ich komme aus Bangladesch.“ Sein Land sei in den 1970er-Jahren auf dem Stand vieler afrikanischer Länder heute gewesen. Jetzt ist Bangladesch der zweitgrößte Textilhersteller der Welt. Es sind die Bekleidungsfabriken, die das Land aus der Armut ziehen. „Ich glaube fest daran, dass Afrika dem asiatischen Beispiel folgen kann“, sagt Rabbani.

Ein bisschen Fortschritt verschärft die Flüchtlingsfrage

Erfolge gibt es jetzt schon punktuell. Auf dem Kontinent haben sich Metropolen entwickelt mit einer Mittelschicht, der es zunehmend gut geht. Millionen Menschen, die den Sprung schaffen in ein Leben, in dem sie nicht mehr an Flucht denken. Doch sie bleiben eine Minderheit, selbst in den Löwenstaaten, wie Ökonomen die aufstrebenden afrikanischen Länder gern nennen: Kenia, Äthiopien, Tansania, Botswana, Gabun oder Ghana. So wie die Tiger, die sich in Asien aus der Armut katapultierten, Singapur, Südkorea, Malaysia. Wo die Menschen aufbrachen, die Bauernhöfe verließen, in die Stadt zogen, in die Fabriken. Wo sie zuerst für wenig Geld einfache Dinge herstellten, dann komplizierte Dinge für immer mehr Geld.

Es gibt noch andere gute Nachrichten. Die Lebenserwartung in Afrika ist gestiegen, der Anteil der Armen gesunken. Aber solche Nachrichten haben zwei Seiten. Denn höhere Lebenserwartung bei steigenden Geburtenraten heißt auch: mehr Menschen. Und weniger extrem Arme heißt: mehr Menschen, die sich die Flucht leisten können, selbst wenn dafür eine ganze Großfamilie zusammenlegen muss. Das Paradox: Ein bisschen materieller Fortschritt verschärft die Flüchtlingsfrage. Echter Fortschritt ist nötig, um sie zu lösen.

So lange schlägt er sich mit kleinen Jobs durch, wie so viele auf diesem Kontinent. Er zeigt auf das Bauernhaus. Es hat keine Wasserleitung, keinen Stromanschluss. „Wenn es dunkel wird, kann ich hier

nichts mehr machen“, sagt er. Dunkel wird es um sechs Uhr, das ganze Jahr am Äquator. Isaac kann dann natürlich noch auf sein Smartphone schauen, überall hinsurfen im Internet, das für ihn und so viele andere junge Menschen vor wenigen Jahren erschwinglich wurde, fast zeitgleich mit der Öffnung der Fluchtroute über Libyen.

Isaac hat auf Facebook gelesen, dass es Menschen gibt, die durch die Wüste fahren und dann, auf wackligen Booten, über das Meer. „Wenn ich gehen muss, dann gehe ich eben“, sagt er. Wie ernst junge Männer aus Afrika solche Sätze meinen, weiß man nie. Was sicher ist: Die fünf mal zehn Zentimeter große, magische Welt auf dem Handydisplay ist unendlich verlockend. Von den vielen Menschen, die in Afrika zur Welt kommen, muss nur ein kleiner Teil beschließen zu gehen – und Europa hat ein unlösbares Problem. Die Bevölkerungszahl soll sich binnen 30 Jahren auf zwei Milliarden Menschen verdoppeln.

Afrika hat den Anschluss verloren

Hinter Afrika liegen viele verlorene Jahrzehnte. Vor 50 Jahren lag das Pro-Kopf-Einkommen in Ghana und Südkorea etwa gleichauf. Heute verdient ein Südkoreaner zwanzigmal so viel wie ein Ghanaer. Das hat viele Gründe. Die Kolonialnationen entließen die neuen asiatischen Staaten besser gerüstet in die Freiheit, die Alphabetisierungsrate etwa war um ein Vielfaches höher. Und nirgends zogen die Mächte des Westens die Grenzen der neuen Länder so willkürlich wie in Afrika, wo die neuen, schnurgeraden Linien oft zerstörten, was über Jahrtausende gewachsen war.

Aber es stimmt auch, dass die Staaten Asiens systematisch in Bildung investierten, in Unternehmertum und Infrastruktur. Afrika stagnierte, während der Rest der Welt sich industrialisierte und globalisierte. Der Anteil Afrikas am Welthandel liegt heute bei drei Prozent. 1948 waren es noch sieben. Warum Asien so vieles richtig machte und Afrika so vieles falsch, ist eine große Frage. Fakt ist: Afrika hat den Anschluss verloren – und wird es nur mithilfe von außen schaffen, die Lücke zu schließen.

Ein Konferenzsaal in Berlin, Menschen mit Namensschildern in der Mittagspause. Afrikaner, Asiaten, Amerikaner, Europäer. Auf ihrem Kongress debattieren sie, wie bessere Bildung Afrika aus der Armut reißen kann. Alltag in der Entwicklungshilfe.

Auch Fazle Rabbani ist aus Washington gekommen. Rabbani ist ein gedrungener Mann mit Brille im jugendhaften Gesicht. Er lacht viel, trotz seines Sisyphus-Jobs. Rabbani baut Schulen, für die Global Partnership for Education, eine jener vielen Organisationen, die Afrika helfen. Aber wie soll man Schulen planen in Ländern, in denen sich die Zahl der Kinder binnen sechs Jahren verdoppelt, sagt Rabbani und seufzt. „Aber“, sagt er dann, „ich komme aus Bangladesch.“ Sein Land sei in den 1970er-Jahren auf dem Stand vieler afrikanischer Länder heute gewesen. Jetzt ist Bangladesch der zweitgrößte Textilhersteller der Welt. Es sind die Bekleidungsfabriken, die das Land aus der Armut ziehen. „Ich glaube fest daran, dass Afrika dem asiatischen Beispiel folgen kann“, sagt Rabbani.

Ein bisschen Fortschritt verschärft die Flüchtlingsfrage

Erfolge gibt es jetzt schon punktuell. Auf dem Kontinent haben sich Metropolen entwickelt mit einer Mittelschicht, der es zunehmend gut geht. Millionen Menschen, die den Sprung schaffen in ein Leben, in dem sie nicht mehr an Flucht denken. Doch sie bleiben eine Minderheit, selbst in den Löwenstaaten, wie Ökonomen die aufstrebenden afrikanischen Länder gern nennen: Kenia, Äthiopien, Tansania, Botswana, Gabun oder Ghana. So wie die Tiger, die sich in Asien aus der Armut katapultierten, Singapur, Südkorea, Malaysia. Wo die Menschen aufbrachen, die Bauernhöfe verließen, in die Stadt zogen, in die Fabriken. Wo sie zuerst für wenig Geld einfache Dinge herstellten, dann komplizierte Dinge für immer mehr Geld.

Es gibt noch andere gute Nachrichten. Die Lebenserwartung in Afrika ist gestiegen, der Anteil der Armen gesunken. Aber solche Nachrichten haben zwei Seiten. Denn höhere Lebenserwartung bei steigenden Geburtenraten heißt auch: mehr Menschen. Und weniger extrem Arme heißt: mehr Menschen, die sich die Flucht leisten können, selbst wenn dafür eine ganze Großfamilie zusammenlegen muss. Das Paradox: Ein bisschen materieller Fortschritt verschärft die Flüchtlingsfrage. Echter Fortschritt ist nötig, um sie zu lösen.

Wer durch ein afrikanisches Land fährt, versteht, warum die Bilder von Europa auf dem Smartphone hier so mächtig sind. Wer in Afrika, zumal in ländlichen Regionen, als Europäer aus seinem Auto blickt, glaubt, es zögen die Bilder eines fremden Planeten vorüber. Die Hütten und Häuser aus Wellblech und krummen Holzbalken. Menschen überall, vor den Häusern, in den kleinen Lädchen, auf den Straßen.

80 Prozent aller Afrikaner haben keinen festen Job, sie schlagen sich irgendwie durch. „Informeller Sektor“ nennen das die Ökonomen. Man kann diesen Sektor nicht übersehen. All die Frauen mit ihren Schalen, Wannen, Schüsseln, die sie auf dem Kopf durch den Verkehr balancieren – in denen ihr gesamtes Kapital ist. Kokosnüsse, Handyhüllen, Räucherfische, Schuhsohlen.

Am Himmel über der Fluchtroute verläuft die Flugroute

Auch Felicia gehörte zu diesen Frauen. Zwei Jahre lang stand sie an der Straße in ihrer kleinen Stadt im Süden von Ghana, die Ware auf dem Kopf. Dann kam das Glück. Das groß gewachsene Mädchen, deren Haare buschig nach oben gebunden sind, trägt heute das gelbweiße T-Shirt ihrer Schuluniform. Sie sitzt am Tisch, hantiert mit roten und blauen Kabeln, liest die Voltzahl von der Anzeige eines Geräts.

Felicia macht eine Ausbildung zur Elektrikerin. Die wird ihr bezahlt, unter anderem mit deutscher Entwicklungshilfe. Felicia geht es gut. Auch sie träumt von Deutschland, Amerika, Australien, will weg. „Nicht als Migrantin“, sagt sie mit ihrem breiten Lachen. „Ganz legal, im Flugzeug, Urlaub machen.“

So wie jene Elite Afrikas, die man 10.000 Meter über den Verzweifelten von Agadez findet, sobald man einen Langstreckenflug in eine afrikanische Metropole nimmt. Am Himmel über der Fluchtroute verläuft die Flugroute. Die Menschen da oben gehören zu einem anderen Afrika.

Das Afrika, das sich nur in wenigen seiner Metropolen findet. Auch in Ghana, in der Hauptstadt Accra. Hier gibt es den kleinen Finanzdistrikt am Flughafen, wo gläserne Wolkenkratzer in den Himmel ragen, wo Banker zur Mittagspause in französische Bistros schlendern. Oder die wenigen großen Supermärkte der Stadt, in denen es alles gibt: englisches Müsli, südafrikanischen Fruchtsaft, arabische Schokoriegel. Es ist das Afrika der Menschen, die es geschafft haben, oft durch Beziehungen, nicht selten durch harte Arbeit und Leistung. Wie Ghanas berühmtester Sohn, Ex-UN-Generalsekretär [Kofi Annan](#), der in den 60er-Jahren mit einem Stipendium nach Amerika ging.

„Sie wollen nur das schnelle Geld“

Oder wie Cyril Quist, der jetzt in der ghanaischen Tropennacht sitzt, in Sunyani, einer Stadt im Nirgendwo mit 250.000 Einwohnern, aber nur einem Hotel. Quist ist der hier zuständige Regionaldirektor des Landwirtschaftsministeriums. Der wuchtige Mann hockt mit seinem blau-weißen Hemd im weißen Plastikstuhl am Pool und überlegt. Deutsche Entwicklungshelfer arbeiten gern mit ihm. Quist sei keiner dieser Politiker, die dem Kontinent so schaden, sagen sie, wenn gerade kein Afrikaner zuhört. Keiner von denen, für die Politik nur Macht und Geld ist. Und mit denen es so endlos schwer ist, am Aufstieg des Kontinents zu arbeiten.

Quist schmerzt das Versagen der politischen Elite, er will die Dinge verbessern. Ihm selbst fiel nichts in den Schoß. Er studierte im Kalten Krieg mit Stipendium in der Sowjetunion. In Chisinau, der heutigen Hauptstadt von Moldawien, ein Schwarzer im osteuropäischen Winter. Natürlich sei es schwer für junge Menschen in Ghana, sagt Quist auf die Frage, warum so viele gehen. „Alle jungen Männer träumen, das Land zu verlassen“, sagt er. Er hat ein gewisses Verständnis, aber er ist auch wütend auf die Jungen. Niemand wolle Landwirt werden. „Sie wollen nicht säen und warten“, sagt er. „Sie wollen nur das schnelle Geld.“

Die jungen Menschen bauten nichts auf, jedenfalls nicht auf Dauer. Wie der ganze Kontinent. Nie floriert Afrika länger als ein paar Jahre. Nach der Jahrtausendwende wuchsen die afrikanischen Staaten schnell, die Hälfte der Nationen steigerte ihr Bruttoinlandsprodukt binnen weniger Jahre um ein Drittel oder mehr. Damals erfanden die Ökonomen den Begriff der Löwenstaaten. Aber seit dem Ende des Rohstoffbooms vor drei Jahren ist das schon wieder vorbei.

Die 900 Millionen Menschen in den Ländern im Afrika südlich der Sahara – das wohlhabende Schwellenland Südafrika ausgenommen – exportieren Waren im Wert von 177 Milliarden Dollar. Das ist wenig. Das wahre Problem aber ist: Es handelt sich vor allem um Bodenschätze, Öl, Diamanten, Gold. Sogenannte Konsumgüter – Elektronik, Spielzeug, Lebensmittel – exportiert Subsahara-Afrika nur im Wert von 16,6 Milliarden Dollar – zehnmal weniger als Südkorea.

Deutsche, europäische, amerikanische Firmen waren ein Motor für Asiens Aufstieg, für Lateinamerikas Boom. Sie könnten auch Schlüssel für Afrikas Boom sein, sind es aber nicht. Viele machen einen Bogen um den Kontinent, abgeschreckt von Korruption und Unsicherheit. Und jene Weltkonzerne, die kommen, verhalten sich ähnlich wie Politiker und Beamte ihrer Gaststaaten. Viele Firmen nutzen schamlos Steuerschlupflöcher. 30 Milliarden Dollar gehen jährlich verloren, weil Gewinne ungehindert den Kontinent verlassen. Werden vor Ort Steuern bezahlt, dann oft lächerlich wenig. Das Geld, das Afrikas Aufstieg finanzieren könnte, verschwindet einfach ins Ausland.

„Ghana wird in der Zukunft ein wichtiger Markt sein“

Für Chung Jin Gak ist diese Art von Business keine Option, schon allein weil die Welt einen so berühmten Konzern wie den seinen sehr genau beobachtet. Chung ist Westafrika-Chef für Samsung. Der Mann mit dem Bürstenschnitt und dem jugendhaften Lächeln ist über fünfzig Jahre alt. In Ghana ist er seit einem Jahr. Jahrzehntlang hat der Südkoreaner in Schwellenländern gearbeitet. Er stammt aus einem Staat, der selbst Entwicklungsland war. Zuletzt war Chung sechs Jahre in Pakistan. „Pakistan ist ein toller Ort, um Geschäfte zu machen“, sagt er, es ist ein warmer Abend auf der Terrasse eines Restaurants in Accra.

Aber hier in Ghana, nun ja. Chung muss auch Diplomat sein. „Ghana hat Gesetze“, sagt er. „Aber sie sollten auch respektiert werden.“ Soll heißen: Selbst in Ghana, dem Löwenland, gibt es die Dinge, die Firmen scheu machen: Korruption, Willkür, Doppelmoral. Fehlendes Vertrauen, dass das Geld sicher ist. Wann wird Samsung denn in Afrika fertigen? Ist der Kontinent nicht der perfekte Billiglohnstandort? Jetzt, wo auch in Asien die Löhne steigen.

„Ghana wird in der Zukunft ein wichtiger Markt sein“, sagt Chung. Dann nimmt er eine Visitenkarte aus dem Etui. „Viel zu dick“, sagt er und seufzt. Das Papier habe einfach nicht die Qualität, die er aus anderen Ländern gewohnt sei. Soll heißen: Chung vermisst den Willen zur Genauigkeit, zur Perfektion. Dinge, die sein Konzern für sehr wichtig hält, wenn es darum geht, eine milliardenteure Fabrik im Ausland zu bauen. Zwischen der Sahara und Südafrika hat Samsung bisher kein Werk.

Solange das so ist, werden Millionen Menschen in Afrika von Europa und seinem Reichtum träumen. Und es wird jene geben, die diesen Traum ausbeuten. Leute wie Omar, den Schlepper. Und man kann

ihn ein Stück weit verstehen, in einem Land, wo jede Frau mehr als sieben Kinder im Schnitt bekommt, so viele wie nirgends auf der Welt, wo es keine Jobs gibt für all die jungen Menschen. Omar ging nach der Schule nach Libyen, in eine Werkstatt. Als diese zur Unterkunft für Migranten umfunktioniert wird, ist Mechaniker Omar plötzlich Schlepper.

Einer, der zweimal im Monat in die Wüste aufbricht. Den sein Chef, der in Libyen sitzt, schätzt. Weil er geschickt ist wie kein Zweiter, den Toyota schnell zum Laufen bringt, wenn er in der Wüste liegenbleibt. Und er bleibt liegen, egal wie vorsichtig Omar ist. Zwei Nächte und einen Tag dauert die Fahrt von Agadez bis an die libysche Grenze. In der Wüste eine Ewigkeit. Er sieht sich als harter Arbeiter. Nicht als Verbrecher.

„Nichts ist wichtiger, als Mädchen auszubilden“

Rita Kusi-Mensah ist so etwas wie der natürliche Gegner von Omar, keine Schlepperin, sondern eine Halterin. Eine Frau, die will, dass möglichst viele Menschen bleiben. „Sehr viele Leute glauben, anderswo sei das Gras grüner“, sagt die Frau mit der eleganten Rastafisur. Sie steht im Hof jener Schule in Accra, an der die junge Felicia ihre Ausbildung zur Elektrikerin macht. „Zu viele träumen von Deutschland, von einem besseren Leben, um Geld heimzuschicken“, sagt Kusi-Mensah. Sie ist die Direktorin der Schule. In Großbritannien geboren, hat sie in London bei der Großbank HSBC gearbeitet. Sie gehört zu jenen Afrikanern mit einem Pass, der einem jene magische Freiheit gibt, überallhin zu reisen. Aber sie ging zurück nach Ghana.

„Nichts ist wichtiger, als Mädchen auszubilden“, sagt sie. „Wenn man das nicht tut, ist es sehr wahrscheinlich, dass sie früh schwanger werden.“ Kaputte Elternhäuser, kaputte Gemeinschaften, eine kaputte Ökonomie seien die Folge. „First things first“, sagt Kusi-Mensah mit ernstem Blick. Ihre Gesten sind klar, ihre Sätze sind es auch. Ausbildung, Job, Geld, dann Kinder. „Die Mädchen, die hier sind, wollen es schaffen. Und sie können es schaffen.“

Die meisten Menschen, die aus Afrika aufbrechen, fliehen nicht vor Folter oder Krieg. Die Menschen gehen, weil sie arm sind, keine Jobs haben, keine Hoffnung. Sie sind Nomaden der Globalisierung, auf der Suche nach einem besseren Leben.

Auch Felicia kann es schaffen. Sie hat sechs Geschwister. Sieben Kinder, das ist normal in Afrika. Und sie selbst? Höchstens zwei Kinder wolle sie später einmal bekommen, sagt die Schülerin. „Sonst kann ich ihnen keine gute Ausbildung zahlen.“

Es sind solche Sätze, die Fazle Rabbani, dem Entwicklungshelfer aus Bangladesch, neue Motivation für seine Arbeit geben. „Das beste Mittel gegen hohe Geburtenraten ist die Bildung von Mädchen“, sagt er in einer Sitzcke der Lobby vor dem Konferenzsaal in Berlin. „Wenn Mädchen länger in der Schule sind, bekommen sie weniger Kinder.“ Aus sehr armen Ländern können dann Schwellenländer werden, Gewinner der Globalisierung. „Ich habe gesehen, wie es funktioniert in Bangladesch“, sagt Rabbani. Die Firmen locken die Menschen in die Stadt. Die Stadtmenschen mit festen Jobs bekommen weniger Kinder. Ihre wenigen Kinder schicken sie zur Schule, zahlen ihnen eine Ausbildung – was neue Firmen anlockt mit anspruchsvolleren, besser bezahlten Jobs.

Per WhatsApp diskutieren Schlepper neue Strategien

So die Theorie. Die Realität besteht aus ernüchternden Daten. Auf allen Erdteilen bekommen Frauen im Schnitt zwei Kinder, in Afrika mehr als vier. Eine Milliarde Menschen leben in Afrika, im Jahr 2050 werden es zwei Milliarden sein. Mehr als in China, mehr als in Indien. Afrika reich zu machen ist ein Projekt, das – wenn es je gelingt – Jahrzehnte dauern wird. Die nächsten Wahlen in Deutschland aber sind schon in zehn Monaten. Die Bundesregierung kann nicht warten. Angela Merkel muss handeln. Deshalb wollen Deutschland und Europa die Flucht erst mal abwehren.

Die Menschen in Agadez im Niger spüren das schon. Die Stadt hat eine Metamorphose hinter sich. Als Etappenziel der Rallye Paris-Dakar ist Agadez gestrichen. Die Stadt existiert nur noch als Flucht-Drehkreuz eines Kontinents. Heute leben hier alle vom Migrationsbusiness. Und die Unruhe ist groß. Was, wenn die Ära vorbei ist, die hier viele als gute Zeit empfunden haben? Die Regierung des Niger will das Geld aus Europa annehmen, um alternative Jobs zu schaffen, auf dem Bau, in der Landwirtschaft. Aber wollen die Einwohner von Agadez diese Jobs überhaupt? Omar jedenfalls nicht. Der Menschenschmuggel ist gefährlich, aber lukrativ. Omar will im Geschäft bleiben.

Er sehnt sich nach jenen Zeiten, in denen alles einfach war. In denen er sich mit seinem Pick-up einfach dem Armee-Konvoi anschloss, der nigrische Arbeiter zu den Goldminen im Norden bringt. Ungeniert, geschützt vom Militär, jeden Montagabend. Omar zahlte den Soldaten dafür 80 Dollar pro Trip. Nun muss er heimlich allein aufbrechen. Nun muss er Wegelagerer fürchten. Und die Soldaten, die sich einst von ihm schmieren ließen. Polizei und Militär sind nun viel häufiger unterwegs. Längst überwachen sie die wichtigsten Wasserlöcher an der Strecke nach Libyen und die Gebirgspässe an der Grenze. Dutzende Autos von Schleppern sind beschlagnahmt worden. Das passierte vorher nie.

Omar tut alles, um sich zu wappnen. In einer WhatsApp-Gruppe diskutiert er mit anderen Schleppern neue Strategien, einmal im Monat treffen sie sich. Aber das Risiko wächst, die Schmiergelder steigen, die Schlepper mussten die Preise erhöhen. Bis zu 600 Euro kostet einen Migranten heute die Fahrt von Agadez nach Libyen. Das ist doppelt so viel wie vor einem Jahr. Die Zahl der Flüchtlinge sinkt. Pro Monat kommen nur noch 7000 in Agadez an, zu Beginn des Jahres hatte die Zahl noch bei 13.000 gelegen.

Umkehren kommt nicht in Frage

Alle bemerken, dass die Stadt nervös ist. Auch die Migranten, auch Alhayie Sillah, ein Flüchtling aus Gambia. Sillah muss wie die meisten anderen Flüchtlinge versteckt wohnen, in einem Getto, so nennen sie das hier. Die Schlepper sind diskret geworden. Die Migranten, diese Menschen ohne Rechte, leben in Agadez nun auch ohne Gesicht. Sie sind verborgen hinter Mauern aus Lehm. Um sie zu sehen, müssen wir einen Kontaktmann treffen, dieser erzählt von einem neuen Kontaktmann. Der wiederum fährt nach langer Zeit auf einem Motorroller vor und bringt uns irgendwann an unser Ziel.

Das Getto ist für uns erst einmal unsichtbar. Von der Straße ist nur ein verschlafenes Lädchen zu sehen. Reis und Speiseöl werden dort verkauft. Aber das eigentliche Geschäft findet woanders statt. Ein junger Mann im roten T-Shirt öffnet ein stählernes Tor einen Spalt. Er schaut misstrauisch die Straße hinunter, dann lässt er uns herein. In einem Hinterhof warten rund zwanzig junge Männer darauf, dass nach den Entbehrungen und Enttäuschungen ihrer Reise doch noch alles gut wird. Dass es weitergeht – nach Europa.

Seit knapp acht Monaten wohnt Sillah schon in Agadez. Ein Leben in der Sackgasse – nachts auf sechs Quadratmetern mit drei anderen Migranten. Sillah bekommt kein Gehalt. Der Chef hat ihn als Aufseher im Ghetto eingesetzt. Und versprochen, die Reise durch die Wüste zu zahlen, wenn er noch zwei Monate für ihn arbeitet. Eine Garantie hat Sillah nicht, aber keine Wahl. Denn seinen Traum von Europa gibt er nicht auf. „Meine Eltern haben vom Fischen gelebt, jetzt sind sie zu alt dafür“, sagt er. „Ich muss ihnen helfen. Umkehren kommt nicht infrage.“ Vor ein paar Monaten hatte er seine Sachen in Gambia gepackt, diesem winzigen Staat an Afrikas Westküste, und fuhr los. Deutschland war und ist sein Ziel. „Gastfreundlich und friedlich“ sei es dort, hatten ihm deutsche Touristen in Gambia erzählt.

Mit 850 Dollar war er aufgebrochen, das Geld reichte nur bis Agadez. Die letzten 45 Dollar bezahlte er für die Busfahrt. Mit Rimbo Transport Voyagers, einem der Marktführer des Migrations-Business,

der die Flüchtlinge in Reisebussen bis an den Südrand der Wüste bringt. Völlig legal durch die Staaten Westafrikas, in denen Visa-Freiheit gilt. Erst ab Agadez beginnt der Menschenschmuggel.

In Agadez verhaftet die Polizei inzwischen auch die Hintermänner, die Paten der Flucht, die politisch oft gut vernetzt sind. Vielen von ihnen wird es zu heiß, sie gehen in die 700 Kilometer entfernte Hauptstadt Niamey. Mohammed ist noch da, aber er ist skeptisch. Der 48-Jährige ist einer der Big Player der Schlepper-Mafia von Agadez, einer der erfahrensten. Diesen Ruf hat er sich in seinen 13 Jahren im Geschäft mühsam erarbeitet. Bis zu 150 Migranten beherbergte er oft gleichzeitig.

Der Schlepper, der selber von Europa träumt

Kaum einer übt das Handwerk so skrupellos aus wie der 48-Jährige. Als Erstes nimmt er den neuen Flüchtlingen das Handy weg, damit sie nicht die Konkurrenz kontaktieren. In seinem eigenen Smartphone hat er über hundert Nummern von Polizisten, Fahrern, Mittelsmännern gespeichert – alle stehen oder standen auf seiner Gehaltsliste. „Ich habe Tausende nach Europa gebracht“, prahlt er auf der Straße vor seinem Grundstück, „und ich werde noch viele weitere rüberbringen.“

Es klingt, als wolle er sich Mut zureden. Denn vor ein paar Wochen hat er alle Migranten aus seinem Getto geworfen. Zu viele Kollegen waren verhaftet worden, zu viele Polizisten kennen ihn und sein Geschäft. Wenn du weitermachst, kommst du auch in den Knast, hat ihn ein Polizist gewarnt. „So schlimm war der Druck der Polizei noch nie“, sagt Mohammed.

Aber er sagt auch, die Lage werde sich beruhigen. Es sei schon vorgekommen, dass die Polizei eine Zeit lang hart zugeht. Immer ging es vorüber. Auch jetzt hofft er, dass die Dinge bald wieder laufen wie gehabt. Er hofft, dass Polizei und Militär für gutes Geld bald wieder auf seiner Seite sind. Und dass Afrika sich nicht ändert. Wenn es zu viele Menschen für viel zu wenige Jobs gibt, dann läuft sein Geschäft. Mohammed sagt, er sei überzeugt, dass der Exodus nach Europa niemals enden wird.

Mohammed, der Schlepper, träumt eigentlich selbst von Europa. Drei Mal schon ist der Mann, der einst in Libyen Profi-Fußballer war und den sie den „Ronaldo von Agadez“ nennen, aufgebrochen, um die Fahrt über das Mittelmeer zu riskieren. Über tausend Euro gab er jedes Mal aus. Aber jedes Mal brach er seine Flucht ab. Aus Angst vor dem Meer. Jedes Mal kehrte er um. Und wurde Schlepper statt Fußballstar. Aber eines Tages, das hat er sich geschworen, will er ein Spiel von Real Madrid sehen. Mit Cristiano Ronaldo. Live, im Stadion. Koste es, was es wolle.